



Eine alleinerziehende Mutter, die unter Panikattacken leidet. Ein Witwer, der sich auf eine neue Beziehung einlassen will. Eine junge Frau, die von ihrem Ehemann geschlagen wird. Respektvoll, einfühlsam und überraschend ehrlich erzählt der argentinische Psychoanalytiker Gabriel Rolón von seinen Patienten. Fünf Geschichten, die so vielfältig sind wie das Leben selbst, und doch so zentral und elementar, dass sie uns alle bewegen. Es geht um Familie, um die eigene Identität, um Verluste, um Scheitern, auch um Gewalt, um Schuld und Trauer, Veränderungen und Neuanfänge. Und natürlich um die Liebe.

GABRIEL ROLÓN, geboren 1961 in Buenos Aires, studierte Psychologie und avancierte in kürzester Zeit zum bekanntesten Analytiker Argentiniens. Seine Bücher »Auf der Couch« und »Trauer, Panik, Leidenschaft«, Erzählungen über wahre Fälle aus der Praxis, waren in Argentinien Bestseller.

Gabriel Rolón

*Trauer  
Panik  
Leidenschaft*

Geschichten aus  
der Psychotherapie

*Aus dem Spanischen  
von Peter Kultzen*

btb

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel  
»Palabras cruzadas« bei Editorial Planeta, Buenos Aires.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung März 2016,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2009 by Gabriel Rolón

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Fernando Bengoechea/Beateworks/Corbis

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

LW · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71349-3

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

# Inhalt

Panikattacken – Normas Geschichte	7
Identität und Gewalt – Lucianas Geschichte	53
Familie, Verlust, Scheitern – Rodolfos Geschichte	109
Sexualität, Jugend, Trauer – Rocíos Geschichte	187
Vaterschaft, Beziehungen, Schuld – Víctors Geschichte	219
Nachwort	249



# Panikattacken

Normas Geschichte





Vor der ersten Begegnung mit einem neuen Patienten habe ich jedes Mal ein seltsames Gefühl, eine Mischung aus Neugier und Argwohn. So sehr ich auch dagegen ankämpfe, ich schaffe es nicht, meinen Kopf davon abzubringen, ein Bild der Person zu entwerfen, die ich erwarte. Doch es ist wenig ratsam, vorab ein Urteil – oder vielmehr ein Vorurteil – über jemanden zu fällen, der seinen Besuch in der Praxis angekündigt hat, denn dann kann ich ihn nicht in angemessener Weise empfangen. Stattdessen ist es viel wichtiger, den Kopf möglichst frei von Vorstellungen zu halten, erst recht wenn es noch gar keine Grundlage für irgendwelche Vorstellungen gibt. Schließlich kenne ich zu diesem Zeitpunkt bloß die Stimme meines Besuchers, abgesehen von den wenigen Eindrücken während des kurzen Telefongesprächs, in dem wir unseren ersten Termin vereinbart haben.

Aber obwohl eine solche Unterhaltung nur wenige Erkenntnisse liefert, sollte man diese deshalb nicht ignorieren: der Tonfall des anderen, die Worte, die er wählt, sein Sprechrhythmus, all das sind nicht zu unterschätzende Hinweise, Orientierungspunkte, die zum Verständnis des zukünftigen Patienten beitragen können.

Im Fall von Norma verwies alles, was ich unserem ersten telefonischen Kontakt entnehmen konnte, darauf, dass sie sich in

einem Zustand tiefer Trauer befand. Sie sagte kaum ein Wort, sprach sehr langsam und stimmte der Verabredung irgendwann zu, als hätte sie ohnehin nicht darüber zu entscheiden, geschweige denn die Möglichkeit, den Vorschlag zurückzuweisen.

Und sie erschien nicht allein in meiner Praxis, was auch etwas heißen wollte. Ich hatte jedoch nicht vor, sie nach dem Grund zu fragen. Jetzt jedenfalls noch nicht.

»Kommen Sie rein, Norma. Setzen Sie sich. Freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Danke. Ich bin ein bisschen nervös. Ich bin zum ersten Mal beim Psychologen.«

»Das kann ich verstehen. Aber machen Sie sich keine Sorgen, letztlich ist ein Gespräch mit einem Psychologen gar nichts so Besonderes.«

Es war, als wollte sie sich verteidigen, sie schien regelrecht Angst zu haben. Unter diesen Umständen ist es für den Analytiker empfehlenswert, aktiv an den Patienten heranzugehen, statt schweigend abzuwarten. Außerdem sehe ich es als mein Recht an, bei den vorbereitenden Gesprächen nach allem zu fragen, was mir nötig erscheint, um auf einer belastbaren Grundlage entscheiden zu können, ob ich einen Fall übernehmen möchte oder nicht. Vorausgesetzt natürlich, der Patient ist seinerseits bereit, mich als seinen Analytiker zu akzeptieren.

»Erzählen Sie doch mal: Warum haben Sie beschlossen, meine Praxis aufzusuchen?«

»Eigentlich kam der Vorschlag von meinem Chef.«

»Und wie kam der dazu?«

Sie dachte nach.

»Ehrlich gesagt, es war kein Vorschlag. Es war ein Befehl.«

Sie senkte den Kopf und blickte schweigend zu Boden. Es fiel ihr offensichtlich schwer zu sprechen. Vor allem am Anfang. Noch kannte sie mich ja nicht und wusste nicht, ob sie mir vertrauen konnte. Damit sie sich in dieser Lage nicht überfordert fühlte, bat ich sie geradezu, fortzufahren.

»Möchten Sie mir nicht sagen, woran Sie denken?«

»Es ist mir peinlich.«

»Was ist daran peinlich?«

»Das, was passiert ist.«

»Und was ist passiert?«

»Also ...«, sagte sie stockend. »Eine Kollegin von mir hat es ihm gesagt.«

Ich musste immer wieder nachfragen, um ein klares Bild zu bekommen.

»Wem?«

»Meinem Chef.«

»Was hat sie ihm gesagt?«

»Dass sie gehört hat, dass ich auf der Toilette geweint habe.«

Schweigen.

»Stimmt das?«

Sie nickte.

»Bitte sprechen Sie weiter.«

»Das war vor ein paar Tagen. Er hat mich offenbar beobachtet und darauf gewartet, bis es so weit war.«

»Und irgendwann war es dann so weit?«

»Ja.«

»Wann?«

»Vor zwei Tagen.«

»Und was war da?«

»Ich ...«, sagte sie wieder stockend, »ich war auf der Toilette, und er hat an die Tür geklopft.«

»Haben Sie da geweint?«

»Ja.«

»Und was ist dann passiert, Norma?«

»Als ich das Klopfen gehört habe, bin ich erschrocken. Und erst recht, als ich seine Stimme hörte. ›Geht es Ihnen gut, Norma?‹, hat er gefragt. ›Antworten Sie. Machen Sie die Tür auf, bitte.‹ Da war ich auf einmal völlig verzweifelt. Mein Herz hat immer schneller geschlagen, mir ist der Schweiß ausgebrochen, und ich musste mich hinsetzen. Ich habe gedacht, gleich werde ich ohnmächtig. Und ich habe mich schrecklich gefühlt ...«

»Inwiefern?«

»Ich hatte das Gefühl ... Ich habe geglaubt, gleich sterbe ich.«

Sie sah mich an.

»Wissen Sie, was ich meine?«

Herzrasen, plötzlicher Schweißausbruch, das Gefühl, dass der Blutdruck absackt, Todesangst – natürlich wusste ich, wovon sie sprach. Sie schilderte eine Panikattacke. Ich fing an, mir auszumalen, was alles auf mich zukommen würde, wenn ich den Fall übernehme. Dann schüttelte ich diesen Gedanken sogleich wieder ab: Wir würden hart arbeiten müssen. Am besten fingen wir also sofort damit an.

»Ich weiß, was Sie meinen, Norma.«

Als Norma die Analyse bei mir begann, war sie 46 Jahre alt. Zwei Jahre zuvor hatte sie sich von ihrem Mann Esteban scheiden lassen. Sie hatten einen Sohn, Facundo, der inzwischen 17 war.

Nach dem vierten Vorgespräch beschlossen wir, gemeinsam eine Analyse durchzuführen. Zunächst würden wir einander gegenüber sitzen, entschied ich, da ich den Eindruck hatte, sie sei noch nicht dafür bereit, auf der Couch liegend über sich zu sprechen.

»Esteban war der einzige Mann in meinem Leben«, erzählte Norma in einer der ersten Sitzungen.

»Heißt das, Sie haben nie mit einem anderen Mann geschlafen oder sind überhaupt nie mit jemand anderem ausgegangen?«

Sie senkte den Kopf, das Thema war ihr offensichtlich unangenehm.

»Beides.«

»Erzählen Sie bitte, wie war das damals?«

Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort:

»Wir waren Nachbarn. Wir wohnten nur eine Querstraße voneinander entfernt. Alle Kinder gingen zu der Zeit auf die Schule bei uns im Viertel, auf die staatliche Schule. Da wir gleich alt waren, wurden wir auch zusammen eingeschult, und bis zum Ende der Grundschule gingen wir dann in dieselbe Klasse.«

*Zu der Zeit.*

Norma war eine junge Frau. Trotzdem sprach sie über ihre Kindheit und Jugend, als wäre beides ewig lange her. Ich ging aber vorläufig nicht darauf ein. Sie hatte gerade erst angefangen, ein wenig ausführlicher von sich zu erzählen, und dabei wollte ich sie keinesfalls unterbrechen.

»Danach ging ich auf die Sekundarschule und er auf eine Handelsschule. Aber Sie wissen ja selbst, wie das damals war, oder?«

»Was genau meinen Sie damit?«

»Dass man sich weiterhin gesehen hat. Wir sind uns auf der Straße begegnet, beim Einkaufen, wenn es Tanzabende gab. Wissen Sie noch?«

Ich nickte.

»Sind Sie damals auch tanzen gegangen?«

Ich sah sie an und überlegte. Ich hätte nichts auf die Frage erwidern können. Meistens machte ich das so, aber sie wirkte entspannt, und ich hatte den Eindruck, dies sei eine gute Gelegenheit, um eine persönlichere Verbindung zwischen uns herzustellen. Sie würde sich mir dann näher fühlen.

»Ja, natürlich. Das war schön.«

»Ja, das war wirklich schön«, sagte sie begeistert.

Zum ersten Mal lächelte sie, und ihr sonst so bekümmertes Gesichtsausdruck verschwand.

»Möchten Sie darüber sprechen?«

»Gut. Obwohl man mir das heute nicht mehr ansieht, war ich als Mädchen sehr hübsch, viele Jungs wollten mit mir tanzen. Wirklich viele«, sagte sie noch einmal und lächelte sehnsüchtig.

»Und haben Sie mit ihnen getanzt?«

»Fast nie.«

»Warum?«

»Weil ... Ich hatte bloß Augen für Esteban. Er war so ...«

»So was?«

»Er sah so gut aus, und er war schon so erwachsen, ein richtiger Mann. Und er hatte einen so schönen Blick und eine ruhige Stimme. Er war einfach anders als die anderen.«

»Und Sie waren in ihn verliebt, wie ich sehe.«

Sie wurde rot.

»Merkt man mir das an?«

»Ja.«

»Ich glaube, damals hat man mir das auch angemerkt. Ich war immer schon leicht zu durchschauen.«

»Dann hat er auch gewusst, was Sie für ihn empfinden, nehme ich an?«

»Ja, natürlich. Aber damals war das alles ganz anders.«

»Anders als was?«

»Anders als heute.«

»Warum? Wie ist es denn heute?«

»Die Jugendlichen trauen sich heute viel mehr. Früher konnte ein Mädchen nicht einfach so einem Jungen den Hof machen.«

Ich lächelte.

Norma verstummte. Ihr Blick hatte sich schlagartig verändert. Irgendetwas stimmte nicht, das war klar. Auf einmal wirkte sie sehr ernst. Was sie plötzlich so verstört hatte, wusste ich nicht, aber ich musste es unbedingt herausfinden.

»Was ist, Norma? Ärgern Sie sich über etwas, das ich gesagt oder getan habe?«

Angespannt presste sie die Zähne aufeinander und holte tief Luft, als müsste sie sich zusammenreißen.

»Bitte, sagen Sie es mir.«

Ich beugte mich leicht vor, und sie lehnte sich instinktiv zurück. Als hätte sie Angst, ich würde mich gleich auf sie stürzen, über den kleinen Couchtisch hinweg, und ihr wehtun.

»Ich weiß wirklich nicht, was los ist«, fuhr ich fort, »können Sie mir sagen, was passiert ist?«

Sie sah mich an.

»Ich mag es nicht, wenn man über mich lacht. Auch wenn Ihnen das, was ich erzähle, dumm vorkommt – es ist nun mal meine Geschichte. Und es verletzt mich, dass Sie sich über meine Vergangenheit amüsieren.«

Wovon sprach die Frau? War sie verrückt geworden? Wann hatte ich mich über ihre Geschichte lustig gemacht? Sie hatte kein Recht, mich einfach so zu attackieren. Aber ... Stopp! Was hieß hier, sie hatte kein Recht? Was sagte ich da?

Ich begriff, dass ich meinerseits, fast ohne es zu merken, sauer auf sie geworden und für kurze Zeit aus meiner Rolle gefallen war.

Zum Glück fielen mir gerade noch rechtzeitig die Worte meines eigenen alten Analytikers Gustavo ein:

»Vergessen Sie nie, dass Sie bei einer Sitzung nicht Sie selbst sind, Gabriel. Sie sind die Leinwand, auf die Ihre Patienten alle Ängste, Frustrationen und ihren ganzen Ärger projizieren. Ihr Gesprächszimmer ist für Ihre Patienten die Bühne, auf der sie alle möglichen Szenen aus der Vergangenheit noch einmal durchleben. Ihnen kann dabei die Rolle von jemandem zufallen, den Ihr Patient geliebt hat, Sie können für ihn aber auch eine verhasste Person darstellen. Dabei geht es jedoch nie um Sie selbst, so wichtig sind Sie nicht, glauben Sie das bloß nicht.«

Mit solchen Situationen richtig umzugehen, gehört zum Schwierigsten, was bei der analytischen Arbeit vorkommen kann. Auf einmal merkt man, dass man unversehens von Gefühlen ergriffen wird, die man keinesfalls nach außen dringen lassen darf. Ebenso wie sie das klare Denken des Analytikers nicht beeinträchtigen dürfen.

Ich atmete ein paarmal tief durch und richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf das eigentlich Wichtige: meine Patientin.

»Norma, erlauben Sie mir zu sagen, dass hier ein Missverständnis vorliegt. Aus irgendeinem Grund glauben Sie, ich würde mich über Ihre Geschichte lustig machen, und das fin-



den Sie natürlich respektlos. Aber Sie täuschen sich, ganz ehrlich.«

»Lügen Sie mich nicht an. Ich habe es doch gesehen.«

»Das stimmt nicht, Norma.«

»Wollen Sie behaupten, ich lüge?«

»Nein. Ich sage nicht, dass Sie lügen, ich sage bloß, dass Sie sich getäuscht haben. Ich weiß, Sie sind überzeugt, dass es so ist, wie Sie sagen. Aber lassen Sie mich es bitte erklären, ja?«

All das sagte ich mit sehr sanfter, ruhiger Stimme. Ich wollte keinesfalls aggressiv wirken, es sollte aber auch nicht so aussehen, als hätte ich ein schlechtes Gewissen, denn dann hätte sie sich erst recht bestätigt gefühlt. Ich bemühte mich also, einen möglichst neutralen, analytischen Tonfall anzuschlagen.

»Sehen Sie«, fuhr ich fort, »Sie haben gerade davon gesprochen, dass es ›zu Ihrer Zeit‹ anders war, dass ein Mädchen damals nicht von sich aus auf Jungen zugehen konnte, und ...« Auf einmal begriff ich: »Norma, haben Sie sich geärgert, weil ich gelächelt habe?«

»Ja.«

»Aber ich habe mich nicht über Ihre Geschichte amüsiert.«

»Und wieso haben Sie dann gelächelt?«

Ich musste wieder lächeln.

»So wie Sie sich vorhin ausgedrückt haben – das habe ich schon lange nicht mehr gehört. Sie haben gesagt, ein Mädchen habe einem Jungen damals nicht einfach so den Hof machen können. Da musste ich an meine eigene Jugend denken. Das haben wir damals auch gesagt: Jemandem den Hof machen, und nicht: Jemanden aufreißen, oder so.« Ich sah sie verschwörerisch an. »Das hatte ich wirklich schon ewig nicht mehr gehört. Unglaublich, finden Sie nicht?«

»Wie meinen Sie das?«

»Dass ein Wort so viele Erinnerungen heraufbeschwören kann.«

Das war der Augenblick, um ihr Vertrauen zurückzugewinnen.

»Also gut, entschuldigen Sie. Aber als Sie das erzählt haben, habe ich mich auf einmal selbst nach der Zeit zurückgesehnt – wir sind schließlich beide damals aufgewachsen.«

Ihr Blick wurde weicher, und sie wirkte wieder weniger angespannt.

»Stimmt«, sagte sie lächelnd.

Diese Sitzung war sehr wichtig für den weiteren Verlauf der Analyse. Von da an wurde Norma viel lockerer und fing an, auch über ihre tief sitzenden Ängste zu sprechen. Ja, seit damals vertraute sie mir fast schon ein bisschen zu sehr.

Ihre Abhängigkeit von meiner Meinung bekam geradezu etwas Krankhaftes, bei allem und jedem fragte sie mich um Rat, und wenn sie von ihren Ängsten befallen wurde, konnte nur ich sie beruhigen.

Für einen Analytiker ist das nicht unbedingt angenehm. Der Patient hat das Gefühl, ob es ihm gut geht und ob er sich sicher fühlen kann, hängt nur von seinem Behandler ab. Wenn die Beziehung so eng wird, heißt es, wachsam sein, denn jedes Wort des Analytikers bekommt dann ein ungeheures Gewicht. Aber so lagen die Dinge nun einmal in diesem Fall, und ich beschloss, es vorerst hinzunehmen. Wie gesagt, besonders angenehm war das nicht. Aber es ging schließlich nicht darum, dass ich mich wohlfühlte, meine Aufgabe war zu helfen.

Wir setzten die Analyse mehrere Monate lang fort. Manchmal schien alles ins Stocken zu geraten, dann ging es lang-

sam wieder weiter, so gut es eben möglich war. Norma gab das Tempo vor. Ich musste sehr behutsam mit ihr umgehen, wenn ihr etwas auch nur ein klein wenig zu viel wurde, konnte das alle möglichen Ängste wachrufen.

An den Tag erinnere ich mich noch genau. Es war Mittwoch, und es regnete. Mitten in der Sitzung mit einem anderen Patienten klopfte es an der Sprechzimmertür. Ich wunderte mich. Adriana, meine Sekretärin, wusste genau, dass man mich nur in wirklich wichtigen Fällen unterbrechen darf. Dies war offenbar ein solcher Fall. Ich bat meinen Patienten um Entschuldigung und ging zur Tür.

»Was gibt's?«, fragte ich.

»Entschuldigen Sie die Unterbrechung, aber am Telefon ist eine Frau, die Sie sprechen möchte. Sie sagt, es ist dringend.«

Ich entschuldigte mich noch einmal und ging ins Empfangszimmer, um den Anruf entgegenzunehmen.

»Hallo.«

»Herr Rolón?«

»Ja.«

»Entschuldigen Sie die Störung. Ich heiße Verónica. Ich bin eine Arbeitskollegin von Norma Valverde.«

Mein Puls beschleunigte sich, und ich war schlagartig hellwach.

»Was ist passiert?«

»Sie hat mich gebeten, Sie anzurufen.«

»Und warum ruft sie nicht selbst an?«

Ich bemühte mich, ruhig und gelassen zu wirken.

»Norma hat sich auf der Toilette eingeschlossen. Sie sagt, sie geht nicht wieder raus. Und sie sagt, sie stirbt gleich. Sie hat mich gebeten, Sie anzurufen.«

Auf der Couch im Behandlungszimmer wartete mein Pa-

tient. Adriana blickte mich fragend an. Die Frau am Telefon klang sehr nervös, und ich sah die Situation vor mir: Norma, die sich im Büro auf der Toilette eingeschlossen hatte, wo sie weinend auf dem Boden lag. Der Geschäftsführer und die übrigen Kollegen, teils aufgeregt, teils bloß überrascht oder neugierig, auf der anderen Seite der Tür, darum bemüht, sie dazu zu bringen herauszukommen.

»Rufen Sie mich von einem Handy aus an?«, hörte ich mich sagen.

»Ja.«

»Könnten Sie den Apparat bitte an Norma weiterreichen?«

»Aber verstehen Sie nicht? Sie hat sich eingeschlossen.«

»Natürlich verstehe ich Sie. Ich bitte Sie bloß, zu ihr zu gehen und ihr zu sagen, dass ich am Telefon bin und mit ihr sprechen möchte.«

»Aber ich kann das Handy doch nicht an sie weitergeben, wenn sie die Tür nicht aufmacht.«

»Ich weiß«, sagte ich ein wenig gereizt, schließlich verstand sich das von selbst.

»Ach so, Sie glauben, in dem Fall wird sie aufmachen.«

»Keine Ahnung. Aber versuchen Sie es, bitte!«

Meine Stimme muss ziemlich autoritär geklungen haben, die Frau war jedenfalls offensichtlich überrascht. Sie sagte kein Wort mehr. Stattdessen hörte ich nun alle möglichen Geräusche und Stimmen, so als wäre sie mit dem Handy in der Hand unterwegs.

»Ich bin da«, sagte die Frau kurz darauf knapp. »Und was soll ich jetzt machen?«

»Sagen Sie Norma ganz ruhig, dass ich mit ihr sprechen möchte.«

Kurze Stille.

»Norma, mach auf, bitte ...«

»Nein«, fiel ich der Frau durchs Telefon ins Wort, »bitten Sie sie nicht darum, dass sie aufmacht, sagen Sie ihr bloß, dass ich mit ihr sprechen möchte.«

»Aber ...«

»Bitte, tun Sie, was ich sage.«

Die Frau wirkte irritiert, folgte aber meiner Aufforderung. Wenige Minuten später war Norma so weit, die Tür einen Spalt weit zu öffnen, damit man ihr das Handy durchreichen konnte. Sie nahm es entgegen und schloss die Tür wieder ab.

»Hallo Norma.«

Schweigen.

»Hören Sie mich? Ich bin's, Gabriel Rolón.«

Sie sagte immer noch nichts. Stattdessen hörte ich ihr verzweifeltes Schluchzen.

»Keine Sorge, alles wird gut. Haben Sie keine Angst.«

»Gabriel«, sagte sie schließlich weinend, »ich sterbe, ich weiß, gleich sterbe ich.«

»Nein, das stimmt nicht. Sie machen gerade einen äußerst schwierigen Moment durch, das ist mir klar. Aber Sie sterben jetzt nicht, das verspreche ich Ihnen.«

Sie weinte immer noch.

»Doch, ich weiß es.«

Ich musste sie auf andere Gedanken bringen, sie von der fixen Vorstellung abbringen, dass ihr Tod unmittelbar bevorstand.

»Norma, stehen Sie? Oder liegen Sie auf dem Boden?«

»...«

»Norma, antworten Sie bitte. Stehen oder liegen Sie?«

»Ich sitze auf dem Boden«, sagte sie schließlich stockend.

»Ist das Licht an?«



Gabriel Rolón

**Trauer, Panik, Leidenschaft**

Geschichten aus der Psychotherapie

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-71349-3

btb

Erscheinungstermin: Februar 2016

Das Leben schreibt die besten Geschichten.

Eine alleinerziehende Mutter, die unter Panikattacken leidet. Ein Witwer, der sich auf eine neue Beziehung einlassen will. Eine junge Frau, die von ihrem Ehemann geschlagen wird. Respektvoll, einfühlsam und überraschend ehrlich erzählt der argentinische Psychoanalytiker Gabriel Rolón von seinen Patienten. Fünf Geschichten, die so vielfältig sind wie das Leben selbst, und doch so zentral und elementar, dass sie uns alle bewegen. Es geht um Familie, um die eigene Identität, um Verluste, um Scheitern, auch um Gewalt, um Schuld und Trauer, Veränderungen und Neuanfänge. Und natürlich um die Liebe.